

PETER RICHTER
Blühende Landschaften

Buch

Deutschland ist seit 1990 endlich zweigeteilt: eine Heimat der gegenseitigen Anschuldigungen. Peter Richter zieht nach den anarchischen Wendejahren aus dem östlichen Tal der Ahnungslosen in die vielleicht selbstgewisseste Stadt des Westens, nach Hamburg. Aber alle Versuche, ein Westdeutscher zu werden, werfen ihn auf seine Dresdner Herkunft zurück: die Älteren schwelgen in Erinnerungen an den Bombenkrieg, und Jüngere halten ihn für einen Nazi. Auch seine Ausflüge in die Mode und die Lebensart des Westens enden in Ernüchterungen oder jedenfalls da, wo er herkam. Richter bietet kein Plädoyer zur Verständigung und erst recht keine milde Nostalgie, sondern: Beobachtungen zu Liebe und Sex auf beiden Seiten, zur Rolle von Ausländern und zur genetischen Zukunft des Ostdeutschen. »Blühende Landschaften« ist eine erhellende Wanderung vom Osten in den Westen und wieder zurück in den Osten, wo heute die Städte schrumpfen und die Mittelaltermärkte blühen. Sie endet, natürlich, in Berlin – der Werkstatt der Teilung.

Autor

Peter Richter wurde 1973 in Dresden geboren und wuchs dort auch auf. Anfang der Neunziger Jahre zog er zum Studium nach Hamburg. Er ist Kunsthistoriker, lebt in Berlin und arbeitete als Autor u.a. für die SZ, war Redakteur bei der FAZ und schreibt eine Kolumne in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.

Peter Richter arbeitet momentan an seinem zweiten Buch.

Peter Richter

Blühende
Landschaften

Eine Heimatkunde

GOLDMANN
MANHATTAN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus dem
Goldmann-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2005

Copyright © dieser Ausgabe

2004 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Manhattan Bücher erscheinen im Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

AL · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3442152607

www.goldmann-verlag.de

Der nette Mann von nebenan

Mein Name ist Peter Richter, ich bin dreißig Jahre alt, und, ja, ich habe fast alles von den Böhsen Onkelz. Ich sage das lieber gleich, sonst finden mich wieder alle nett, und dann erschrecken sie, wenn sie vor meinem Plattenregal stehen. Auch ich habe schon intelligentere Musik gehört. Aber nicht immer genauso gerne.

Tätowiert bin ich übrigens nicht. Siebzig Prozent der Bevölkerung sind ja inzwischen tätowiert oder gepierct. Ich würde da auch gerne mitmachen. Aber mir ist bisher kein geeignetes Motiv eingefallen. Ich habe einmal mit dem Gedanken gespielt, mir »DRESDEN« auf den Bauch tätowieren zu lassen, in Fraktur natürlich. Wenigstens dort wäre die Stadt in der letzten Zeit erheblich größer geworden, und nicht immer kleiner, wie in der Wirklichkeit. Dresden hat ja in den letzten fünfzehn Jahren unheimlich viele Einwohner verloren. Zum Beispiel mich.

Ich bin 1993 nach Hamburg gezogen. Und erst dort bin ich zu etwas geworden, von dem ich vorher gar nicht wusste, dass es das überhaupt gibt: zum Ostdeutschen. Mit den Böhsen Onkelz hat das zunächst einmal überhaupt nichts zu tun. Ich lege auch Wert auf die Feststellung, dass ich deren völlig zu Recht inkriminiertes Frühwerk »Türken raus« für äußerst schlechte Musik halte und den Text inhaltlich keineswegs unterstützen kann. Das könnte ich noch nicht mal, wenn ich wollte, denn die Türken waren eindeutig eher da als ich. Und zum Fremdeln besteht auch kein Anlass, denn da, wo ich mit

ihnen am häufigsten Kontakt habe, und das ist immer noch beim Einkaufen, da finde ich sie oft auf eine sehr angenehme und von zu Hause her vertraute Art und Weise mürrisch.

Unangenehm berührt es mich nur, wenn sie dabei folkloristischen Erwartungen an südländische Lebensfreude entsprechen wollen und lustige Sachen sagen wie: »Macht 150 Tausend Millionen Euro bitteschön«, obwohl etwas 1,50 kostet. Aber sagen würde ich dazu erst dann etwas, wenn vor mir in der Schlange jemand übertrieben laut lacht, obwohl er es genauso unwürdig findet. Nur dann würde ich etwas sagen, und zwar: »In patriarchalische Herablassung mündendes Lachen aus falsch verstandener Ausländerfeindlichkeitsfeindlichkeit – das ist schon etwas sehr, sehr Deutsches.« Das wäre ein sicherer Punkt für mich. Von dem Vorwurf, etwas »sehr Deutsches« oder sogar »typisch Deutsches« gesagt oder gedacht zu haben, erholt sich keiner so leicht, das ist aus genügend Talkshows bekannt. »Schwarzbrot, das ist auch etwas sehr, sehr Deutsches.«

Mit so was bekommt man zwar heute schnell Beifall von der so genannten falschen Seite. Aber die dort klatschen ja sowieso zu jedem Mist und können mich mal. Ich kenne ohnehin fast nur Leute von der richtigen Seite, und die sind meistens sehr tolerant und können »durchaus auch mal über sich selber lachen«.

Wenn mich früher jemand als gleichartig mit den Menschen aus der so genannten ehemaligen DDR bezeichnet hätte, hätte ich ihn mit ruinösen Schadensersatzklagen überzogen. (Hätte ich natürlich nicht, ich hätte gar nicht gewusst, was das ist und wie das geht.) Inzwischen weise ich häufiger, als das irgendjemand hören will, selber darauf hin.

Ich spreche jetzt auch wieder häufiger Sächsisch. Wenn Leute in überbeurteilten italienischen Restaurants ihr zweites Gläschen Soave bestellen, brülle ich: »Mir auch noch so eine Seife!« Außerdem trinke ich sogar für sächsische Verhältnisse unverhältnißmäßig viel Kaffee, und den grundsätzlich schwarz. Auf Mit-

menschen, denen aufgeschäumte Milch und aufgeschäumte Lebensverhältnisse wichtig sind, wirke ich deshalb möglicherweise manchmal wie ein schlecht durchlüfteter Tatortkommis-sar. Aber ich finde, in Cafés sollte man Kaffee trinken, und wer vorwiegend Milch will, der soll sich gefälligst eine Milch-bar suchen. Es ist übrigens nicht mein primäres Ziel, mich zum Affen zu machen, es ist mir nur inzwischen sehr wichtig, kein »Westdeutscher« zu sein, oder jedenfalls keiner, der pausenlos an seiner stilistischen Verfeinerung herumpuzzelt. Ich bin in-zwischen wieder sehr gern vormodern, was die Lebenskultur betrifft. Einer muss es ja tun, damit sich für die anderen der ganze anstrengende Aufwand lohnt und sie sich besser, weni-ger deutsch und weniger dumpf fühlen können hinterher. Es gibt ohnehin schon viel zu viel Verständnis, Rücksichtnahme und Einfühlung, die am Ende nur zu schlechtem Gewissen und schlechter Laune führen. Jeder sollte lieber wieder die Rolle spielen, in der er sich wohl fühlt und die die anderen ohnehin von ihm erwarten. Von mir aus können die westdeutschen Dachgeschoßdeppen in Ostberlin, wo ich heute wohne, auch Austern schlüpfend über die Straße rennen. Mein Fingerfood heißt wieder Bockwurst.

Damit doch noch einmal zu den Böhsen Onkelz. Dass die aus Frankfurt am Main und damit aus dem Westen kommen, weiß ich auch. Ich hatte nur das Gefühl, es gehört sich so, gleich am Anfang eine Rockgruppe ins Spiel zu bringen. Denn ich habe festgestellt: In neuen Büchern stehen heute grund-sätzlich Liedzeilen von Popbands auf der ersten Seite. Also dort, wo die Leute früher immer ein Zitat von Walter Benja-min hindrucken ließen oder von einem vergessenen italieni-schen Dichter aus dem Novecento, meistens aber doch von Benjamin.

Ich hatte lange mit dem Gedanken an Modern Talking ge-spielt, denn die sind erstaunlicherweise als Opener noch ziem-lich unverbraucht, die meisten Leute bedienen sich lieber jen-

seits der Hitparaden. Aber die Böhsen Onkelz sind auch nicht schlecht. Da weiß wenigstens jeder, was Sache ist, vor allem diejenigen, die noch nie was von denen gehört haben. Dabei sollten sie es auch belassen, denn sonst weicht die Empörung der Enttäuschung, und dann halten auch die noch alle für inzwischen ganz harmlos und nett, und das wäre, glaube ich, für alle beteiligten Seiten ziemlich ärgerlich.

Dass diese Band in ihren Jugendjahren rechtsradikalen Unsinn verbreitet hat, ist unschön. Dass sie aber seit anderthalb Jahrzehnten unentwegt ihre Geschichte aufarbeitet, sich von ihren politischen Fehlentwicklungen distanziert, dabei allerdings auf dem Wert der eigenen Biografie besteht – und davon handelt jedes zweite ihrer Lieder –, das ist schon beinahe wieder vorbildlich, denn das macht sie im Prinzip vielen Ostdeutschen vergleichbar. Nur dass die Böhsen Onkelz mehr Geld damit verdienen, weil sie bis heute rechtschaffene Menschen in Angst und Schrecken halten. Lernen lässt sich daraus: Selbstmitleid *unplugged* führt zu nichts. Man muss die Aversionen, Attitüden, Posen und Vorurteile nicht nur so pfleglich und liebevoll behandeln wie eine E-Gitarre, man muss sie endlich auch mal in den Verstärker einstöpseln.



Dass das mit dieser Wiedervereinigung ein schmerzhafter Prozess werden könnte, davor war gewarnt worden, und zwar seit Anfang 1990 an einer Brandmauer in der Dresdner Neustadt: »Wiedervereinigung« stand da, dann kam ein Doppelpunkt und dann die sehr unsittliche Darstellung zweier Strichmännchen, von denen das eine dem anderen von hinten sexuell zu nahe trat.

Diese Schilderung der Lage ließ in ihrer Drastik eigentlich keine Fragen offen. Außer vielleicht einer. Der entscheidenden. Der Leninschen Grundsatzfrage nämlich: Wer wen eigentlich?

Ich habe sie bis heute nicht schlüssig klären können, obwohl ich mich wirklich sehr bemüht habe – und das Resultat dieser Bemühungen ist mehr oder weniger das, was jetzt hier vor Ihnen liegt. Das Buch handelt von der Ausgestaltung der äußeren und inneren Einheit Deutschlands. Ich habe aufgeschrieben, was mir dabei auf- und dazu eingefallen ist. Das Ziel war, als beobachtender Teilnehmer eine Art deutsch-deutscher Ethnografie aufzustellen. Oder, um gleich einmal so ein Wort aus dem Herbst 1989 aufzugreifen: ein Gedächtnisprotokoll. So hieß damals das, was sich im Schutze evangelischer Kirchen diejenigen Leute erzählten, die gerade aus den Kellern der Bereitschaftspolizei wieder entlassen worden waren: Geschichten, die man verzweifelt festhalten und in sakralem Rahmen beschwören musste wie Gründungsmythen, weil sie schon damals, unmittelbar danach, unter dem Druck der nachkommenden Ereignisse verschüttet zu werden drohten.

Im Moment werden die Erinnerungen von den Ostalgie-Shows verschüttet, die es in diesem langen Herbst wie welke Blätter von den Bäumen geweht hat. Dadurch wird mir aber nicht heimeliger zumute, sondern ich hätte gern einen Mantelkragen zum Hochschlagen, wenn mich da nun Katarina Witt wieder aus dem Fernseher angrinst. Dabei trägt sie nicht mal mehr ihre FDJ-Bluse, sondern die Tracht eines Jungpioniers, sie ist also zu allem Überfluss auch noch regrediert. Neben ihr sitzt ein junger Komoderator, der sich in den Trainingsanzug des Armee-Sport-Vereins der DDR gezwängt hat, dessen durchfallfarbiges Braun Erinnerungen an die entsetzliche Grützwurst aus der Schulspeisung wach ruft – aber die hat er ja auch nie essen müssen, denn er ist aus dem Westen und findet die Reliquien des Ostens vermutlich in erster Linie fremd und unterhaltsam.

Es hat über die Leute seiner Generation und seiner Herkunft ein Buch gegeben, in dem es viel um den VW Golf geht und das mit den Worten »Mir geht es gut« beginnt. Mit genau

denselben Worten endete knapp zwanzig Jahre vorher eine beklemmende Novelle von Christoph Hein, in der ein Wartburg eine wichtige Rolle spielt. Zwei Welten sind da beschrieben worden, in denen es derartig glatt und gut geht, dass man eigentlich gar nichts dagegen einzuwenden haben kann. Außer vielleicht, dass man ein paar Bomben draufschmeißen möchte. Und dass die ja dann auch geschmissen wurden, ist nicht nur alles in allem schon ein Riesenglück, sondern es sieht sogar aus, als hätten sie diesen deprimierenden Block aus Langeweile erst in die beiden hysterischen Teile zersprengt, die wir heute als Osten und Westen kennen.

Zwischen diesen beiden Welten bin ich lange hin und her spaziert, habe an der Ausgestaltung meiner inneren Einheit gearbeitet und mich dabei oft derart gut amüsiert, dass ich jetzt ein Mitteilungsbedürfnis verspüre. Unser Marsch durch das Land, wo eher die Projektionen als die Landschaften blühen, beginnt 1989 in Dresden, dem östlichen Tal der Ahnungslosen. Er führt dann nach Hamburg, in die vielleicht selbstgewisseste Stadt des Westens, außerdem kurz in eine ehemalige deutsche Kolonie und dann noch einmal durch den Osten nach Berlin und in die Gegenwart. Ich bin gern Ihr Wanderleiter. Wenn alles gut geht, wird am Ende vielleicht ein ganz lehrreiches Heimatkundebuch herauskommen. Vielleicht allerdings auch eher ein Heimatkundenbuch, in dem lauter Beschwerden stehen. Aber in so was lässt sich ja auch gut blättern.

Danksagung

Am Anfang steht natürlich, wie immer, eine Frau. Und die Frau, der ich am meisten im Leben verdanke, heißt Zonengabi.

»Zonengabi im Glück (BRD): Meine erste Banane« – eine junge Frau in Stone-Washed-Jeans und mit Miniplifrisur hält eine Gurke hoch, die sie geschält hat wie eine Banane. Als ich das zum ersten Mal sah, dieses Plakat von der *Titanic*, da wollte ich sofort irgendwo anrufen und sagen: »Ich kenne diese Frau. Die wohnt in Dresden!«

Sie hat früher neben mir beim VEB Pentacon gearbeitet, wo ich als Unterricht in »Praktischer Arbeit« jeden zweiten Freitag acht Stunden lang »schläucheln« war. So hieß der Arbeitsgang. Zonengabi hat auch »geschläuchelt«. Wir haben Drähte durch Gummischläuche gefädelt und dazu im Radio dem Schlagersänger Olaf Berger zugehört – den mochte sie, weil der sehr gefühlvoll sang und die Haare ganz ähnlich trug wie sie. Gabi hat Arbeitsschutzverstöße geahndet, »Club« geraucht, über die arroganten Verkäuferinnen in der »Jugendmode«, dem »Delikat« und dem »Exquisit« geschimpft, mit den Jungs vom Lager geschäkert, die übrigens ebenfalls alle Gabis Frisur trugen, und abends hat sie ihre Kittelschürze gegen einen Einkaufsbeutel aus genau dem gleichen Material getauscht und ist ohne große Hoffnungen zur Kaufhalle getrampelt.

Zonengabi war Kandidatin der Nationalen Front oder hat diese bei den Volkskammerwahlen am 7. Mai 1989 zumindest

gewählt. Die Wahlplakate haben damals schon keine fröhlichen Kollektive mehr gezeigt, sondern nur noch einzelne Arbeiter – und so sah das in den Betrieben zuletzt ja auch aus, bedingt durch die große Ausreisewelle, in deren Zuge ich meinte, Gabi an den Botschaftszäunen von Budapest und Prag rütteln gesehen zu haben. Ganz sicher jedoch schaute sie aus dem Fenster des Reichsbahnzuges, der am 4. Oktober 1989 auf dem Weg von der Prager Botschaft in den Westen auch durch den Dresdner Hauptbahnhof rollte. Möglichweise stand sie in dem Moment aber auch auf dem Bahnsteig und schrie: »Wir wollen raus!« Als der Bahnhof in Schutt und Asche gelegt war, stand sie auf der Prager Straße und schrie abwechselnd »Wir wollen raus« und »Wir bleiben hier«, was durchaus kein Widerspruch war, sondern nur der richtungslose Wunsch nach irgendeiner Veränderung. Später, nachdem ich sie mit ihrem Begrüßungsgeld vor dem Woolworth in Westberlin wiedergetroffen hatte, ersetzte sie von einem Montag auf den anderen »Wir sind das Volk« durch »Wir sind ein Volk« – meinte eigentlich aber: Wir wollen nicht immer nur jeden Montagabend im Ersten Programm alte UFA-Filme sehen, wir wollen auch endlich wieder so leben. Deshalb waren aus der Montagsdemonstration inzwischen zwei Montagsdemonstrationen geworden, die hintereinander hertröteten und dabei einen kleinen Sicherheitsabstand zwischen sich ließen. Vorne gingen Leute wie Zonen-gabi, die den Beitritt zur BRD forderten. Hinten diejenigen, die für irgendwas anderes waren, ohne davon schon genauere Vorstellungen zu haben. Ich zum Beispiel.

»Gabi«, rief ich damals, »du solltest das lieber nicht wollen, du wirst doch als Erste arbeitslos!« »Und du linkes Schwein«, rief Gabis dreizehnjähriger Sohn, »wirst als Erster vergast.« Er trug schon eine Glatze damals und eine dünne, glitzernde Bomberjacke in Schwarz mit einer US-Fahne und einem Adler auf dem Rücken. Es war noch vor der Währungsreform, und eine richtige Bomberjacke, eine teure von Alpha Industries, die

konnte Gabi ihrem Sohn, ehrlich gesagt, auch hinterher nicht gönnen.

Wir sahen uns dann noch mal bei den beiden Auftritten von Helmut Kohl vor der Frauenkirchrue. Ich konnte leider jedes Mal nur so lange bleiben, bis der Volkszorn sich über denen entlud, die ihm nicht den »Auftrag zur Einheit« gaben – jenen Auftrag, den Kohl, wie es später heißen wird, damals in Dresden erhalten haben will. Aber Gabi wirkte sehr glücklich in diesen Tagen. Und am 3. Oktober 1990 stieß sie mit ihren Freunden kräftig auf die Erfüllung von Kohls Auftrag an. Als sie wieder nüchtern war, gab es ihren Betrieb nicht mehr. Pentacon war das erste Kombinat, das abgewickelt wurde, und zwar – da war die Treuhand wirklich geschickt – direkt während der Einheitsfeierlichkeiten.

Manche meinen, Zonengabi in den folgenden Jahren bei den Pogromen von Hoyerswerda und Rostock im Fernsehen erkannt zu haben. Wie sie da im Publikum stand und nicht wusste, wie sie am besten klatschen sollte, weil sie gleichzeitig eine Bockwurst aß. Ich aber weiß, dass Gabi ihre Pullover, Gurken und möglicherweise auch Bananen heute am liebsten bei den »Fidschis« kauft, weil die noch »reelle Preise« haben. Mit den Westdeutschen im Allgemeinen und der CDU im Besonderen hat es Gabi seit längerem nicht mehr so. Vermutlich wählt sie PDS oder auch mal rechts, damit die da oben endlich merken, dass das alles so nicht weitergehen kann. Obwohl es bisher natürlich noch immer irgendwie weitergegangen ist. Am Anfang waren sogar ein paar schöne Urlaubsreisen drin gewesen. Mosel, Bayern, Tunesien, inzwischen aber wieder Ostsee. Und weil sie feststellen musste, dass sich in der Zeit, als sie in Tunesien war, irgendwelche Westdeutschen ihren Strandkorb unter den Nagel gerissen haben, badet sie jetzt extra nackig: Weil die das nicht gewohnt sind und sittlich empört; und Strafe muss schon sein dafür, dass die dort die Preise so hochgetrieben haben. Zum Euro hat sie offiziell

»keine Meinung« und privat eine »überwiegend negative«. Sie hätte lieber die D-Mark behalten. Sie hätte auch nichts gegen den Wiederaufbau der Mauer gehabt, wenn sie die D-Mark hätte behalten können.

Gabi trägt natürlich heute eine andere Frisur und andere Kleidung. Sie hat ein paar Umschulungen hinter sich, ein paar Jahre Arbeitslosigkeit und etliche ABM-Stellen. Wenn sie ihre Söhne besucht, sagt sie scherzhaft: »Ich geh mal nach den Rechten schauen.«

Alles ist so, wie man sich das vorstellt.

Ich wollte immer irgendwo anrufen und durchgeben, wo diese Frau verhaftet werden könnte. Aber erstens stand da keine Telefonnummer, und zweitens tat mir Zonengabi irgendwann auch ein bisschen Leid.

Alle lachen über dich, dachte ich beinahe zärtlich, sogar die Ostdeutschen. Was bleibt ihnen auch übrig, keiner will so sein wie du. Die BRD ist vermutlich doch nicht dein Glück. Sie ist höchstens meins. Ich werde über dich schreiben, mich natürlich distanzieren, herablassend tun, ein paar Scherze machen, und am Ende verdiene ich damit bei einem Westverlag sogar noch Geld (Westgeld, versteht sich), während du zum Sozialamt musst. Und das alles nur, weil du unbedingt diese Einheit wolltest und ich nicht.

»Die Letzten werden die Ersten sein«, hätte ich gern zu ihr gesagt und sie dabei in den Arm genommen. Bisher stimmt es ja leider nur umgekehrt: Leute wie Zonengabi waren damals die Ersten und sind für viele jetzt das Letzte.

Mir dämmerte, was ich Zonengabi alles verdanke. Alles eben.

Sie hat nicht nur den Weg in den Westen frei gemacht, sondern sie versammelt auch wie eine Leidensmutter all den Spott auf sich, der sonst womöglich mich treffen würde. Den Westgeld- und Kaufrausch solcher Leute wie Zonengabi habe ich damals ein bisschen verachtet. Andererseits war dieses Geld sel-

ber aber alles andere als zu verachten. Und die Dinge, die man damit kaufen konnte, schon gar nicht. Und wo man schon mal da war ...

Man sollte auch überlegen, ob man den Bürgerrechtlern nicht endlich ihre politischen Verdienste aberkennt und sie Gabi zuspricht, denn die hat ja sonst nichts.

Wenn Zonengabi nicht Bananen gewollt hätte, müsste ich bis heute Gurken essen. Wobei Bananen in diesem Falle für alle Verlockungen und Annehmlichkeiten des Westens stehen außer für sich selbst. Denn die Banane als Frucht kann eigentlich kein normaler Mensch einer herkömmlichen Gurke vorziehen wollen. Sie sieht nur von außen vielversprechend aus, nach weiter Welt und einsamen Stränden, aber innen steckt dann trotzdem nur eine fahle Pampe, so unsexy wie Grießbrei. Deshalb frage ich mich inzwischen allen Ernstes, ob Gabi nicht damals in Wahrheit schon viel weitsichtiger war als die meisten Leute heute. Und ob sie überhaupt wirklich Bananen wollte oder nicht vielmehr nur die Sicherheit, dass sie sie haben könnte. Was nämlich, wenn sich Gabi damals schon gesagt hätte: So eine gewöhnliche Gurke, die kommt doch eigentlich aus dergleichen Ecke wie die Banane, und zwar aus Südostasien. Die ist im Gegensatz zur Banane aber erfrischend und wirkt Verstopfungen entgegen, sie senkt den Blutdruck und reinigt sogar die Lungen. Man müsste sie nur einfach so zereemoniell schälen wie eine Banane, dann macht sie auch wieder mehr her; dann spart man, lebt gesund und fühlt sich trotzdem wie im Westen. Was, wenn Gabi die leeren Versprechen des Westens als Erste erkannt und in der Banane symbolisiert gesehen hat, um mit ihrer geschälten Gurke bereits im Vereinigungsrausch die Selbstbesinnung der Ostdeutschen einzuläuten. Was dann? Dann müsste man die Leute, die heute noch über Zonengabi lachen, eigentlich alle wegen Blasphemie einerkern. Ihnen ihre blöden Bananen in den Auspuff stopfen. Man müsste kleine Altäre um das Zonengabi-Poster zimmern

und ihr fortwährend schöne Schnittblumen kaufen. Die sind ja jetzt jederzeit auch im Osten erhältlich. Und auch das ist allein ihr Verdienst.

Die nationale Frage

Verpönt ist die Wende – und Zonengabi als deren Galionsfigur – bei vielen Westdeutschen vor allem deshalb, weil sie etwas wieder in das Zentrum der Debatten gezerrt hat, das bis dahin erfolgreich an den rechten Rand verdrängt worden war: die so genannte nationale Frage. Dabei war das schon immer eine Frage gewesen, die vor allem die Ostdeutschen sich selber zu stellen hatten.

Ausformuliert lautet sie: »Wer bin ich denn?« Und wer man ist, das sagen einem immer noch am zuverlässigsten die Holländer.

Ende der siebziger Jahre sagte das freundliche Prosit der niederländischen Zeltplatznachbarn am Balaton hinsichtlich der nationalen Frage mehr als Honeckers ganze, um den Begriff des »DDR-Volks« herumgehäkelte Verfassung von 1974: Wir waren keine Deutschen, jedenfalls keine richtigen. Uns mochten sie.

Die Ungarn sagten übrigens genau das Gleiche, nur ein bisschen weniger charmant. Die richtigen Deutschen bekamen Stellplätze am Wasser, wir hinterm Klo. Schon deshalb konnte ich keinesfalls wie Erich Kästner behaupten, ich sei ein Deutscher aus Dresden in Sachsen. Außerdem kannte ich das Wort Sachsen fast nur als Schimpfwort – aus den hassverzerrten Mündern gewisser Berliner Fußballfans, absolut indiskutabler Leute, denen ohnehin nicht zu trauen war.

Überhaupt ist der Fußball ein ganz geeigneter Indikator dafür, wie damals der Patriotismus beschaffen war: Er richtete sich

auf die Städte und Regionen, scherte sich einen Dreck um die Nationalmannschaft und wandte sich im Zweifel, dann aber als tief empfundener Chauvinismus, gegen Berlin, die Hauptstadt der DDR.

Nationalist zu sein, ist schon ein hartes Los. Aber »Sozialistischer DDR-Nationalist« zu sein, und nur das wäre laut Verfassung erlaubt gewesen, das war sogar sprachlich unzumutbar. »Meine Heimat DDR« hieß in der FDJ-Zeitung »Junge Welt« eine Kampagne, die Ende der achtziger Jahre der Massenflucht entgegengeschaltet wurde. Dazu gab es eine Vignette wie aus einem Nazi-Märchenbuch, nur dass in dieser Berg-und-Tal-Idylle zusätzlich eben die Buchstaben D, D und R herumlagern wie ein Haufen zusammengekehrter Büroklammern.

Die gängigste Bezeichnung für die Einwohner dieser sehr sachlich geratenen Idylle war »DDR-Bürger«. Aber das war gleichzeitig auch die allerabsurdeste. Nicht nur, dass es ohne umständliche Exkurse auf den Unterschied zwischen *bourgeois* und *citoyen* schwer vermittelbar ist, wenn sich ausgerechnet die Überwinder der bürgerlichen Gesellschaftsordnung mit robespierrehaftem Pathos als Bürger bezeichnen sollen. Gravierender ist, dass sie in dieser anklägerischen Schärfe vor allem von den Staatsorganen so bezeichnet *wurden*. Dass die Anrede »Bürger« gar nicht anders gedacht werden konnte, als im Vorwurfston der Volkspolizei. Dass zu »Bürger« automatisch der Zusatz gehörte: »Was haben wir denn da falsch gemacht?«

Sogar bei den Ausweiskontrollen auf der Prager Straße – das war in der Dresden der Ort, wo sich nachmittags traditionell die jugendlichen Rowdies und Rädelsführer zusammenroteten –, sogar dort vergaßen die Beamten selten das einem Fünfzehnjährigen gegenüber vielleicht etwas übertrieben förmliche »Bürger, die Papiere bitte«. Sie selbst ließen sich vom Bürger mit »Genosse« ansprechen. »Und wer von den beiden Genossen«, wurden die Polizeistreifen dann von den Bürgern gern zurückgefragt: »Und wer von den beiden Genossen ist jetzt der,

der lesen und schreiben kann?» Dann ließen die Genossen traurig den Kopf hängen, und zwar so, dass sie von oben her in das graue Funkgerät hineinmurmeln konnten, das ihnen auf der linken Brust baumelte. Die bürgerliche Bezeichnung dafür war »Elektropetze«.

Meine Lektion als DDR-Bürger war also, dass Identität in erster Linie eine Anschuldigung ist. Deshalb war ich auch nur ganz am Anfang ein kleines bisschen überrascht, dass sich im Winter 89/90 alle um mich herum plötzlich freiwillig als »Sachsen« bezeichneten. Und dass sich Potsdamer und Berliner allen Ernstes selber »Preußen« nannten, fand ich zunächst mal sehr mutig und selbstkritisch. »Preußen« war mir bis dahin nur als Kurzform von »Preußenschweine« geläufig.

Immerhin war ich dann bereits abgehärtet, als einen Sommer später auch mir die schwerste Bürde aufgeladen wurde, die man in diesem Leben tragen kann: ein »richtiger Deutscher« zu sein. Und dann auch noch im Ausland. Man fühlt sich in diesem Moment sofort ungefähr fünfzig Kilogramm dicker.

Es war der Sommer, als auch wir erstmals mit Westgeld an den Balaton konnten. Die ungarischen Zeltplatzwächter schickten nur noch die Ungarn und die Tschechen (und wer sonst noch immer noch nicht zahlungsfähig war) hinters Klo. Zittauer Mädchen hielten einen für einen Westdeutschen, weil man gelangweilt in einer langweiligen Diskothek dahindämmerte, und weil ihnen gelangweiltes Dahindämmern eminent westdeutsch vorkam.

Es war aber gar nicht unbedingt die Währungsunion, die in jenem Sommer die nationale Frage endgültig klärte. Es war eine Woche später der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft. Es war Beckenbauers Prophezeiung, ergänzt um die Spieler aus dem Osten werde Deutschland »auf Jahre hinaus unschlagbar« sein. Hier kamen wieder die Holländer ins Spiel. Jetzt aber nicht mehr als freundliche Zeltplatznachbarn, sondern als vier-

schrötige Feyenoord-Hooligans: »Beckenbauer! Hitler! Scheiß-deutscher!«

Man muss nicht zwangsläufig mit einem Schwert zu etwas geschlagen werden, es geht auch mit Worten und Fäusten.

Sozialwissenschaftler haben festgestellt, dass die Identifikation mit der Bundesrepublik Deutschland seit der Wiedervereinigung im Osten eher abgenommen hat. Dass seither das gilt, was Honecker immer wollte, aber nicht geschafft hat: ein größeres Zugehörigkeitsgefühl zu den neuen Ländern als zum Großen und Ganzen. Die Geburt der Ostdeutschen durch die Wiedervereinigung. Mir kommt es zusätzlich so vor, als hätten dadurch auch die Westdeutschen erst so richtig zu sich selbst gefunden. Dass diese ständig im Selbsthass vor sich hin taumelnde Bundesrepublik in den Grenzen von 1989 heute nicht mehr als profaschistisches »Schweinesystem«, sondern ganz überwiegend als gleichermaßen weltoffenes wie flokati-kuscheliges Paradies memoriert wird – dazu hat es ganz offensichtlich erst den Osten und die Wiedervereinigung gebraucht. Oder jedenfalls die so genannte »deutsche Bestie«, die 1989 wieder aus ihrem wohlverdienten Käfig geschlüpft ist. Die »bunte, fröhliche, kosmopolitische Bundesrepublik«, die es angeblich vor dem 9. November 1989 gab und seither nicht mehr, die ist als solche mit Sicherheit erst an diesem Tage geboren worden, als Erinnerung und Phantomschmerz. Seit jenem Sommer ist dieses Land wenigstens retrospektiv doch noch zur wärmenden Heimat für Leute geworden, die sich das früher bestimmt nicht hätten träumen lassen. Das ging aber nur, weil sie von der Last ihres Deutschseins erlöst wurden. Durch den Osten. Durch jeden einzelnen wirklichen Neonazi in den neuen Bundesländern. Durch alle ahnungslosen Bockwurst-esser. Und von mir aus auch durch mich.

Die Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley »wollte Gerechtigkeit und bekam den Rechtsstaat«. Normale Leute wollten in erster Linie die Deutsche Mark und bekamen Deutschland. Und das

ist noch viel bitterer und in seiner Tragik fast ein Timm-Thaler-Geschäft. Das bessere Geld gab es nur im Tausch gegen das bessere historische Gewissen. Heute verstehen sich nicht wenige im Osten als die »richtigen Deutschen«, und aus genau diesem Grunde fühlen sich viele im Westen als »die besseren Deutschen«.

Dass sie unter diesen Umständen trotzdem immer wieder über den Solidaritätszuschlag schimpfen, ist einfach nur undankbar.



Solidaritätszuschlag ist übrigens mein persönliches Wort des ganzen Jahrzehnts. Ein wahnsinnig beliebtes Thema. Aber leider nicht abendfüllend. Danke, aber ich zahle schon für mich selber. Vielmehr lässt sich dazu nicht sagen. Höchstens noch, dass es natürlich ein bisschen traurig ist, dass die deutsch-deutschen Beziehungen inzwischen von so viel fiskalischer Kälte durchweht werden, dass die Solidarität heute ein Zuschlag ist, nachdem sie jahrzehntelang ein Abschlag war und dabei sogar die Züge katholischer Heilsökonomie angenommen hatte: Die so genannten Ostpakete, die sich in den Händen ihrer Empfänger zu Westpaketen verwandelten, kamen einem nationalen Ablasshandel gleich. Sie brachten den einen guten Kaffee und abgelegte Jeans und den anderen ein besseres Gewissen und eine Steuerersparnis. Alle waren glücklich.

Ich würde heute auch lieber wieder Pakete mit schönen Dingen geschickt bekommen, statt Solidaritätszuschlag für die Kosten der deutschen Einheit und damit ja irgendwie auch der deutschen Teilung und letzten Endes also des dämlichen Krieges zahlen zu müssen. Und wenn ich von den Gewinnlern dieses Krieges weiterhin immer wieder vorwurfsvoll auf den Solidaritätszuschlag angesprochen werde, dann kann es eines Tages passieren, dass ich mal ausschließlich den zweiten Teil des Wortes beherzige.

Außerdem kann es so schlimm gar nicht sein. Denn der Solidaritätszuschlag hat es nur ein einziges Mal, und das war gleich 1991, überhaupt in die Top Ten der »Wörter des Jahres« geschafft, und da auch nur an den unteren Rand der Liste. Die von der Gesellschaft für Deutsche Sprache ermittelten »Wörter des Jahres« sollen als »verbale Leitfossilien« den aktuellen Stand der öffentlichen Debatten spiegeln und Einblicke in die augenblickliche Seelenlage des Landes erlauben. Und da stehen dann gewöhnlich Worte wie *Gesundheitsreform* ganz oben. Und zwar nicht erst in den letzten Jahren. *Gesundheitsreform* war Wort des Jahres 1988, des letzten Jahres der alten Bundesrepublik. *Gesundheitsreform* gewann knapp vor *Robbensterben* und *Kälbermastskandal*: Die Welt war aus den Fugen, und damit war die Bundesrepublik ganz bei sich.

Ein Jahr drauf lauteten die Worte dann *Trabi*, *Mauerspecht*, *runder Tisch*, *Begrüßungsgeld*, *Flüchtlingsstrom*, *chinesische Lösung*, *Montagsdemonstrationen* oder *BRDDR* – und ich erinnere mich, dass diese Buchstabenkombination oft als Länderkennzeichen an Wartburgs und Ladas klebte. Denn das Rennen machte 1989 die *Reisefreiheit*. Die Liste hatte fast ausnahmslos mit dem Umbruch im Osten zu tun. Und die des folgenden Jahres mit der Vereinigung: *neue Bundesländer*, *vereintes Deutschland*, *Zwei-plus-Vier-Gespräche*, *polnische Westgrenze* sowie, erste Schatten schleichen sich ein, *sozial abfedern*. 1991 kippte die Stimmung: *Besserwessi*, *abwickeln*, *Kurzarbeit Null*, *Ausländerhass*, *Stasisyndrom* und eben *Solidaritätszuschlag*.

1992 wurde noch ungemütlicher. *Rassismus*, *Fremdenhass*, *Rechtsruck* und als Gegenmittel die *Lichterkette* – das waren, neben dem heute fast wieder vergessenen *Gaucken*, diejenigen Begriffe, die noch am meisten mit dem Osten Deutschlands zu tun hatten. Den Rest des Landes beherrschte *Politikverdrossenheit*. 1993 gab es noch die *Ostalgie*. Danach musste der Osten schon so apokalyptische Kaliber wie die *Jahrhundertflut* von 1997 oder zuletzt die *Jahrtausendflut* aufbieten, um der öffent-



Peter Richter

Blühende Landschaften

Eine Heimatkunde

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-54220-8

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2005

Die DDR hat Konjunktur wie nie zuvor – wer auf sich hält, schlürft Rotkäppchensekt und Kaffee aus Mitropa-Tassen, das Revival der bejubelten Eisprinzessin Kati Witt als TV-Star ist unaufhaltsam, und Zonengabi ist auch im Westen längst zur Ikone avanciert. Die medienwirksame, lukrative „Ostalgie“- Welle rollt, doch wie ist es wirklich um das wiedervereinigte Deutschland und die Beziehung zwischen Ost und West bestellt? Der Journalist Peter Richter, der in beiden Welten beheimatet ist, nimmt den Leser mit auf eine spannende Entdeckungsreise durch das Deutschland der 90er Jahre.



[Der Titel im Katalog](#)